

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

183 (8.8.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 60

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 60.

Karlsruhe, Freitag den 8. August 1913.

33. Jahrgang.

## Die Nadel.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Sie hatte schon mehrere Liebhaber gehabt, aber nicht einen hatte sie so geliebt wie Adolf. Er hatte solch feine, weiße Hände und so hübsche, braune Augen. Dabei trug er tadellose Kravatten und rauchte Zigaretten zu zehn Pfennig das Stück, und zu alledem hatte er ein goldiges Herz. Es war nicht die zudringliche verlegende Gutmütigkeit der Lebemänner einem kleinen Mädchen gegenüber, nein, die war es nicht. Wenn er sie Abends vom Geschäft abgeholt hatte, und sie dann langsam durch die Anlagen nach Hause schlenderten in der warmen, stillen Sommerluft, die so wohlighalt machte und selbst den jungen Blüten an den Bäumen und Büschen ihre Frische nahm, dann fühlte sie, daß er anders war, als die Ubrigen. Genauer hätte sie daselbst nicht sagen können. Er war freigeig wie alle Männer, vornehmlich junge Männer in seinem Alter, wenn sie mit ihren Mädchen gehen, aber in seiner Art zu schenken lag etwas zärtliches, feines, das Witten und Danken überflüssig machte. Und dann plauderte er so angenehm, man mußte immerfort lächeln, wenn man ihm zuhörte.

Meistens gingen sie dann noch auf eine oder zwei Stunden in ein Café, und dann brachte er sie nach ihrer Wohnung, die ihm dritten Stock eines Vorstadthauses lag.

Nur eines fürchtete sie; seine Platterhaftigkeit. Sie hatte ihn einmal, als sie meinte, daß er sie verlassen werde, einen Liebestrank eingegeben, ohne daß er es gemerkt hatte natürlich. Es war ein drahtliches, aber harmloses Mittel, das ihr einmal von einer Freundin empfohlen worden war, die es aus einem „Ratgeber“ wissen wollte. Sie glaubte an dieses Mittel. Es hatte bisher die gewünschte Wirkung gehabt, aber immerhin, man konnte nie wissen.

Deute Abend hatte er etwas länger warten müssen als gewöhnlich, und als sie endlich den Laden verließ und lächelnd zu ihm kam, empfing er sie nervös und gereizt. Eine Zeit lang schwiegen sie dann beide und erst, als sie in die Anlagen einbogen, wo es dunkel und still war, legte er leise den Arm um ihre Schulter — sie war so viel kleiner als er — und teilte ihr etwas umständlich und mit allerhand „Stehst Du mein Lieb!“ und „Weißt Du, Schatz!“ mit, daß er sich entschlossen habe, eine Stellung in einem Bankhause anzutreten und daß er zu diesem Zwecke morgen abreisen werde. Sie war stehen geblieben im ersten Schreden. Also war er ihr verloren! Sie wußte das ganz genau, und während sie nun, heimlich mit Tränen kämpfend, neben ihm weiter ging, ohne auch nur einen Ton zu sagen, plauderte er weiter, als habe er ihre Bestürzung gar nicht gemerkt, daß es doch schließlich das Vernünftige sei und sie einsehen müsse, daß es besser für ihn sei und er doch endlich einmal an seine Zukunft denken müsse. So verstrichen einige Minuten, ohne daß sie irgend etwas entgegnete. Er stellte ihr vor, daß er doch nicht in alle Ewigkeit so weiter hummeln könne, und daß es ihm selbst ja unendlich leid tue, sie verlassen zu müssen. Bei diesen Worten beugte er sich verstoßen zu ihr nieder und küßte sie zärtlich auf die Stirn und flüsterte ihr dann zu, daß er ganz gewiß immer an sie denken werde und sie gewiß niemals vergessen wolle.

Ihr beharrliches Schweigen fing aber schließlich an ihn verlegen zu machen und er sagte darum: „Nun? Du sagst nichts da?“

Da brach sie in Weinen aus und kammerte sich an ihn. Zwanzig Schritte hinter ihnen gingen ein paar Spaziergänger und es war ihm fürchtbar peinlich, mit einem heulenden Mädchen auf der Promenade zu stehen.

„Aber ich bitte Dich!“ rief er leise, „nimm Dich doch etwas zusammen! Die Leute meinen ja, ich will Dich hier umbringen und Du stehst um Gnade!“

Sie saß sich gehoramt und trocknete hastig ihre Tränen, und als sie einige Minuten später wieder in die hell erleuchteten Straßen einbogen, ging sie in tadelloser Haltung neben ihm.

„Also es ist zu Ende!“ sagte sie sich, als sie dann gemeinsam die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstiegen. Der Liebestrank hat nichts genützt, sonst würde er mich nicht so ohne weiteres verlassen können, er würde versucht haben, hier eine Stellung zu bekommen, statt nach Hamburg zu gehen!

Oben war es schwül und dunstig und sie sperrten die Fenster auf, um die frische Nachtluft herein zu lassen. Dann machten sie es sich bequem und Adolf brannte sich eine Zigarette an und begann wieder zu plaudern, lauter gleichgültiges Zeug, wobei er seine Redensarten und Witze machte, über die sie sonst so oft heiter gelacht hatte.

Sie hatte währenddessen die kleine Lampe angezündet und er erschrak nun doch als er ihr Gesicht sah.

„Aber Schatz! Wer wird denn die Sache so schwierig nehmen? Mein Gott! Sei doch vernünftig!“

Sie stand am Fenster und sah auf die Straße hinunter und antwortete nicht, bis er sich ausgeredet hatte und die Zigarette fortwarf und sie in seine Arme zog.

Da fing sie an zu bitten. Ob ihm denn die Anstellung lieber sei als sie, ob er nicht allenthalben das gleiche finden würde, wie in Hamburg? — Dann weinte sie wieder, leise und heimlich, den Kopf an seine Brust gedrückt damit es die Logiswirtin nicht höre.

Er ließ sie sich ausweinen, hier genierte es ja nicht.

Dann zog er leise, ohne daß sie es bemerkte, ein Andenken aus der Tasche um sie zu gestreuen und ihr eine Freude zu machen. Es war eine Hutnadel, die er heute Abend für sie bei einem Juwelier gekauft hatte. Ein feiner geschliffener Bergkristall diente ihr als Knopf. Und während er nun leise, ohne daß sie es beachtete, die Nadel in ihren Haaren steckte, flüsterte er ihr zärtlich zu, daß er ja gern auch noch von Hamburg aus für sie etwas tun wolle und daß er ihr monatlich eine Kleinigkeit schicken werde.

Das schreckte sie auf und sie sah ihn an, als habe er ihr einen Schlag verlegt, sprachlos, mit großen, feuchten Augen.

Aber er bemerkte ihren Blick nicht und sah nur mit Entzücken, wie schön der hellfunkelnde Stein auf ihrem dunklen Haar blühte. „Meine liebe kleine Frau!“ flüsterte er und führte sie vor den Spiegel, „das sollst Du zum Abschied von mir haben!“ Und als er dann ihre Augen sah, glaubte er, daß sie verblüfft sei über das schöne Geschenk.

Sie zog die Nadel aus dem Haar und betrachtete sie schweigend. Dann sagte sie mit einem etwas seltsamen Ausdruck: „Danke!“ und wandte sich um und begann Tee zu machen, mit einem pflichtlichen Gleichmüte, der ihn doch etwas verwunderte. — — —

Es war spät als er fortging. Sie hörte seine Schritte noch von der menschenleeren Straße durch das offene Fenster herausschallen und horchte mit klopfendem Herzen, bis der letzte Trittlaut verklungen war. Dann drehte sie sich im Bette um, bis in die Kissen, um ihr Schlußreden zu ersticken und lag so, trampschaft weinend und schluckend, eine ganze Weile, dann wurde sie ruhiger und begann nachzudenken.

Als sie aber von Neuem überlegte, wie das Leben jetzt ohne ihn aussehen würde, wenn sie abends aus dem kleinen Handschuhladen kommen und ohne ihn heimgehen würde, begann sie von Neuem zu weinen.

Ein Turm, der durch den Wind verbogen wurde. Im Jahre 1906 brannte in Hamburg der Turm der Michaeliskirche ab, der im Zusammenhang mit Gauß' Gradmessung und seiner Erfindung des Heliotropen — eines Sonnentelegraphen — ein gewisses historisches Interesse gewonnen hat. St. Michaelis ist eine von Sennin 1750—62 in prächtigem Barockstil erbaute Kirche, die einen 130,7 Meter hohen Turm besaß, der zu zwei Dritteln aus Holz erbaut war. Seine Spitze galt als Anfangspunkt des Hamburger „Koordinatensystems“ und hat daher für die Landesvermessung große Bedenken gehabt. Dr. Drehner hat nun die Lage der neuen Kirchscheit zu der alten untersucht, um den Anstieg der neuen Spitze an die alten Messungen zu gewinnen. Da der alte Turm als wichtiger Messpunkt oftmals ausgemessen und anisirt worden ist, so standen für Drehners Arbeit eine große Zahl Messungen zur Verfügung. Aus diesen ergab sich nun die merkwürdige Tatsache, daß seit der Zeit der Erbauung des alten Turms bis 1885 eine regelmäßige Lagenveränderung der Turmspitze stattgefunden hat in der Weise, daß die Spitze stets den vorherrschenden Winden nachgegeben hat. Im ganzen betrug die so bewirkte Verbiegung des alten Turms fast einen halben Meter, genauer 45 Zentimeter in der Zeit von 1878 bis 1895, in jedem Jahre also fast zwei Fünftel Zentimeter.

Der Selbstbinder. Mit der vor kurzem in Göttingen veranstalteten Landwirtschaftlichen Ausstellung für Süd-Niederrhein war auch eine Lotterie verbunden. Ein Landwirt des Gartels erhielt nach Schluß der Ziehung von der Ausstellungsleitung die Aufforderung, seinen Lotteriegewinn, einen „Selbstbinder“, abzuholen. Dazu ließ der Landwirt sich natürlich nicht zweimal auffordern. Ein „Selbstbinder“, worunter er doch als Landwirt nichts anderes verstehen konnte, als eine der vielen auf der Ausstellung ausgestellt gewesenen Nähmaschinen mit Garbenbinder, kurzweg Selbstbinder genannt, war schon lange die Hoffnung seiner kühnsten Träume gewesen, aber die hohen Kosten hatten ihn bisher immer davon abgehalten, sich eine solche Maschine zuzulegen. Er schwamm natürlich vor Wonne, und die Sache wurde mit Freunden und Bekannten ganz gehörig begossen. Am anderen Morgen wurde angespannt, und noch ein guter Freund zum Aufladen des „Selbstbinders“ mitgenommen. Auf der Fahrt nach Göttingen wurde natürlich an jedem Wirtshaus gehalten und überall die frohe Wahr erzählt, und jeder Gratulant in der artigen Weise bewirtet. Der „Selbstbinder“ war das schon wert. Endlich in Göttingen im Ausstellungs-Bureau gelandet, wurde zunächst das Gewinnlos mit der Gewinnliste verglichen und der Gewinn dem Landwirt dann in einem kleinen Karton überreicht. Das Gesicht des Landwirts wurde lang und länger, als er sich den Inhalt besah, und ärgerlich verlangte er seine „Maschine“. Erst nach geraumer Zeit und mit vieler Mühe gelang es, dem enttäuschten Gewinner klar zu machen, daß die bösen Städte unter einem „Selbstbinder“ nicht anderes verstehen, als einen — Windextrakt. — Der Landwirt brauchte für den Spott nicht sorgen.

## Für unsere Frauen.

### Was müssen unsere Frauen u. Mädchen von der Reichs-Verversicherungsordnung wissen?

Den vorigen Artikel, worin wir die Bedeutung des „Grundlohnes“ erläuterten, schlossen wir mit dem Hinweis, daß neben dem Grundlohn noch der „Ortslohn“ und der „Jahresdurchschnittsverdienst“ eine Rolle spielen. Früher leitete der Regierungspräsident alle 10 Jahre den Ortslohn fest. Heute entscheidet über seine Höhe das Oberverversicherungsamt, und zwar unter Zugrundelegung eines Arbeitnehmer- und Arbeitgeber-Verzeichnisses. Vorher muß sich jedoch der Krankenkassen-Vorstand, die Gemeindebehörde und die Versicherungsanstalt ebenfalls gutachtlich über die Höhe des Ortslohnes geäußert haben. Der Ortslohn wird abgestuft für Versicherte unter 16 Jahren, für solche von 16—21 Jahren und für solche über 21 Jahren und in jeder Stufe wiederum verschiedene für Männer und Frauen. Als seine Höhe gilt das durchschnittliche Tagesentgelt gewöhnlicher Tagelöhner. Die Festsetzung erfolgt jetzt alle vier Jahre; die letzten getroffene gilt bis 31. Dezember 1914. Die Festsetzung soll für den Bezirk eines Versicherungsamtes möglichst einheitlich, d. h. in der gleichen Höhe erfolgen.

In Bezug auf den Ortslohn muß energisch dahin gestrebt werden, daß er in Städten und Landbezirken möglichst gleichmäßig eingehalten wird und vor allem den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. In dieser Beziehung bestehen jämmerliche Zustände. Es gibt Großstädte, in denen der Ortslohn für männliche Erwachsene nur 3 Mk., für weibliche Erwachsene etwa 1,70

Kart beträgt. Kleinere Städte, wo er für männliche Erwachsene gar auf 1,80 Mk., ja bis 1,40 Mk. für erwachsene Frauen auf 1.— Mk., sogar auf 80 Pf. herabgeht. Das sind Ortslöhne, die entschieden in die Höhe gebracht werden müssen.

Nach den festgesetzten Ortslöhnen richten sich die baren Leistungen der Landkranken-Kassen, die Unterhaltungsätze der Hausgewerbetreibenden (nach § 480 der R.V.D.), die Renten der jugendlichen Unfallverletzten, die Renten derjenigen Arbeiter, die weniger als das Dreifachfache des Ortslohnes verdienen, die Renten solcher Arbeiter, die durch Unfall erwerbsbeschränkt waren (§ 566 der R.V.D.). Die Landesversicherungsanstalten berechnen nach dem Ortslohn das zu gewährende Hausgeld für solche Erwachsene, die während eines Heilverfahrens Angehörige zu unterhalten hatten (§ 1271 der R.V.D.). Nach dem Ortslohn werden die Beiträge zur Witwen- und Waisenversicherung berechnet. Ferner können nach § 124 b der Reichsgewerbeordnung solche Arbeiter und Arbeiterinnen, die rechtswidrig aus der Arbeit entlassen wurden, vom Arbeitgeber eine Entschädigung bis zu einer Woche des täglichen Ortslohnes fordern. Endlich werden nach dem Ortslohn diejenigen Frauen unterstützt, deren Ehemänner in Friedenszeiten zu einer Reserveübung eingezogen werden. Für den letzteren Fall erhält die Ehefrau des Reservisten für sich und eventuell zwei Kinder je 20 Proz. des Ortslohnes an Entschädigung, aber in keinem Fall über 60 Proz. Sind mehr als zwei Kinder da, gibt es für die weiteren eben keine Entschädigung. Geht nun der Ortslohn auf 2 Mk. festgesetzt, so erhält an dem betreffenden Orte die Familie eines Reservisten im Höchstfalle 1,20 Mk. tägliche Entschädigung. Dies ein Beispiel zeigt schon, daß schwere Schädigungen für die Arbeiter aus der tiefstah jämmerlich niedrigen Festsetzung der Ortslöhne entspringen.

In ähnlicher Weise ist die Arbeiterschaft geschädigt durch zu niedrig gesetzte Jahresdurchschnittsverdienste, die in derselben Weise wie die Ortslöhne festgesetzt werden. Wir haben da Sätze für erwachsene Männer bis herab zu 400 Mk. pro Jahr, für Frauen bis herab zu 300 Mk.; vielleicht gehen sie stellenweise noch niedriger. Hat nun ein abgearbeitetes altes Mütterlein oder ein Greis, die auf 400 bzw. 300 Mk. Jahresdurchschnittsverdienst geschätzt sind, Invalidentrente beantragt, so braucht der Arzt nur zu konstataren, daß die alten Leute noch ein Drittel von 400 bzw. 300 Mk. verdienen können, dann bekommen sie noch keine Invalidentrente. Bei allen Unfallverletzten, die der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft unterstellt sind, richtet sich die Höhe der Unfallrente ebenfalls nach dem Jahresdurchschnittsverdienst. Wer von ihnen durch Unfall z. B. völlig erwerbsunfähig wird, bekommt zu drei Dritteln des Jahresdurchschnittsverdienstes als Vollrente ausbezahlt; also nicht der tatsächliche Jahresverdienst wird hier der Rentenberechnung zugrunde gelegt, wie dies bei den gewerblichen Arbeitern geschieht. Diese für die Landarbeiter so große Ungerechtigkeit hat sich die Sozialdemokratie im Reichstag zu beseitigen bemüht, jedoch die ihr feindliche Mehrheit hat ihre Bestrebungen für die Landarbeiter zunichte gemacht. Viele zehntausende Landarbeiter, Greise und invalide Frauen, sind durch die Ungerechtigkeit der zu niedrig gesetzten Jahresdurchschnittsverdienste schwer geschädigt.

Die drei Wörter: „Grundlohn“, „Ortslohn“, „Jahresdurchschnittsverdienst“ spielen also in der Reichsversicherungsordnung eine große Rolle. Es liegt im Interesse der Arbeiterschaft an allen Orten, für möglichst hohe Festsetzung dieser drei Löhne zu wirken. Die Krankenkassen-Vorstände können hierin — wie wir in unserem Artikel darlegten — ein großes Stück Arbeit leisten. In die Krankenkassen-Vorstände aber gehören auch Klassenbenutzte und sozialpolitisch geschulte Mädchen und Frauen. Möge bei den nächsten Krankenkassenwahlen die Frauenwelt dahin wirken, geeignete Genossinnen in größerer Zahl als bisher in die Vorstände zu entsenden.

### Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.) Vom „Wahren Jacob“ ist soeben die 17. Nummer des 30. Jahrgangs 16 Seiten stark erschienen. Der Preis ist 10 Pf. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart sowie von allen Buchhandlungen und Kolporturen zu beziehen.

Was der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 23 des 23. Jahrgangs zugegangen. Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal, Preis der Nummer 10 Pf. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Jahresabonnement 2,60 Mk.

mit der ...  
Baden ...  
Dienstag ...

Dann hörte sie unten auf der Straße einen Nacht-  
schwärmer vorübergehen und zählte dessen Schritte, bis sie  
verklungen waren. Nun begann plötzlich in der zweiten  
Etage unter ihr ein Kind zu schreien, dann wurde es  
wieder still.

Sie lag da mit offenen Augen und starrte in die kleine  
Kammer, in der der Mond lag. Den Toilettenpiegel  
hatte sie von ihm bekommen und die kleinen, geschliffenen  
Krystallgläserchen.

Sie hatte sich plötzlich vom Bette erhoben und war in  
ihrem Nachtkleide an das offene Fenster getreten. Draußen  
brannte das Glühlicht der Laternen unbeweglich. Die  
Straße lag da still und tot unter dem weißen Licht. In  
einem der Fenster gegenüber war noch Licht. Ein Schatten  
bewegte sich vor dem weißen Rollläden.

Es fröstelte sie und sie legte sich wieder nieder.  
Morgen früh würde sie wieder zu Dunkel u. Sohn  
gehen, den Damen Handschuhe über die schmalen Hände  
streifen und freundlich sein und lächeln und Komplimente  
machen, und er würde in Hamburg sitzen und ihr „dann  
und wann eine Kleinigkeit schicken!“

Während sie das dachte, lag sie still und ohne zu  
mucken, mit einem verbissenen Trost im Herzen, und dem  
festen Entschluß, den sie vorher im Stillen gefaßt hatte,  
als er ihr das Schmuckstück geschenkt und sie sich dafür  
bedankt hatte.

Dabei starrte sie auf den krySTALLEN Knopf der langen,  
goldenen Nadel, der im Dunkel glänzte und funkelte wie  
ein Diamant.

Dann setzte sie die Spitze auf die kleine runde Brust  
an ihrer linken Seite, drehte sich langsam im Bette und  
schrie leise auf, als sie den feinen Stich spürte. Und dann  
lag sie da mit aufgerissenen, angstvollen Augen und wartete.

### Vergiftungen durch Pilze.

Von E. Gramberg.\*

Schon die Völker des Altertums (Babylonier, Griechen,  
Römer, Chinesen) aßen Speisepilze mit großer Vorliebe,  
trieben auf ihren Märkten Handel mit ihnen und machten  
somit auch sicher unangenehme Erfahrungen mit giftigen  
Schwämmen. So, man darf annehmen, daß das Kennen-  
lernen der giftigen Eigenschaften mancher Pilze schon in die  
Zeit der Armenier zu verlegen ist; denn in jener Vorzeit  
war der Mensch ungleich mehr als jetzt darauf angewiesen,  
alle die Nahrungsmittel zu erlangen, die die Natur ihm in  
fertigerem Zustande bot. Freilich wird die Zahl derer, die den  
Pilzergiftungen zum Opfer fielen, eine recht hohe gewesen  
sein, weil es an allen Einrichtungen fehlte, die gemachten  
Erfahrungen weiter zu verbreiten. Daher weiß auch die Ge-  
schichte des Altertums, sowie die aller Zeiten von zahlreichen  
solchen Opfern zu berichten. So verlor z. B. der große Dichter  
Euripides an einem Tage zugleich sein Weib und drei  
Kinder durch den Genuß giftiger Schwämme; ferner starben  
an Pilzergiftung der Papst Clemens VII. und der Kaiser  
Karl VI.

Ueber die Anzahl der bei uns vorkommenden giftigen  
Pilze herrschen bei vielen sonst sehr verständigen Menschen  
die übertriebenen Vorstellungen. Mancher meint, die Mehr-  
zahl der Pilze sei giftig, ein Dutzend vielleicht sei eßbar.  
Sört er nun, daß es in Deutschland über 200 eßbare und  
nur etwa 7 erdweiche giftige Pilze gibt, — weitere 4-5 Pilz-  
arten stehen im Verdacht, giftig zu sein, darunter einige Nitz-  
pilz-(Znoche)-Arten; letztere laden jedoch teils durch ihr un-  
scheinbares Äußeres wenig zum Genuß ein, teils sind es  
selten vorkommende Pilze — so erfolgt meist die Frage, wo-  
ran man eigentlich die giftigen Arten erkennen könne. Schier  
unausrottbar scheint nämlich die weitverbreitete, durchaus  
irrigte Annahme, es müsse solche allgemein gültige Kennzei-  
chen geben, wie: Verfärben beim Zerzneiden, Milchsaft in

\* Obige Ausführungen entnehmen wir der Einleitung eines  
soeben erschienenen, prächtigen Pilzatlases, in dem unsere heim-  
ischen Pilze in völlig naturgetreuen Farben wiedergegeben und  
im Text eingehend beschrieben sind, so daß auch der Laie ohne  
Schwierigkeit die einzelnen Arten bestimmen kann. (E. Gram-  
berg, Pilze der Heimat. 120 Pilze auf farbigen Tafeln  
mit Text. 2 Bde. je 5.40 Mk.)

Pilzen, Schwärzung mitgekochter Zwiebeln oder eines sil-  
bernen Röffels.

Es gibt jedoch eine ganze Anzahl guter Speisepilze mit  
Milchsaft, eine noch größere weiß Verfärbung beim Durch-  
brechen oder Zerzneiden auf, und die Veränderung an der  
Zwiebel und dem Silberlöffel zeigt sich auch bei der Zube-  
reitung mehrerer eßbarer Schwämme. Auch zeichnen sich  
giftige Pilze nicht etwa stets durch schlechten Geruch oder  
Geschmack aus. Manche unter ihnen riechen und schmecken  
recht angenehm, während andererseits einige Speisepilze  
scharf und unangenehm schmecken. Ebenso ist durch vorheri-  
ges Abkochen, z. B. bei den giftigen Knollenblätterpilzen,  
durchaus keine Verhinderung des Giftes zu erzielen, wie es von  
Unkundigen oft angenommen wird. Es gibt nur ein ein-  
ziges sicheres Mittel, um Giftpilze von eßbaren zu unter-  
scheiden: Man muß sie kennen lernen. Wer mit  
Hilfe eines durchaus zuverlässig illustrierten Pilzbuches die  
aufgefundenen Pilze gewissenhaft bestimmt, indem er sie mit  
den Abbildungen sorgfältig vergleicht und jede Einzelheit der  
Beschreibung an seinen Exemplaren aufsucht (man verlasse sich  
nicht allein auf den Vergleich des zu bestimmenden Pilzes  
mit der Abbildung), wird im Laufe weniger Jahre sicher  
einige Dutzend Pilze kennen lernen und die wenigen bei uns  
vorkommenden Giftpilze von den eßbaren Arten unterschei-  
den können.

Beim Einkauf von Marktpilzen weise man alte, völlig  
wässrige und im Zerfall begriffene Schwämme zurück oder  
suche sie wenigstens vor der Zubereitung sorgfältig aus.  
Namentlich der Steinpilz und seine Verwandten zerlegen sich  
leicht, da sie viel Wasser und Eiweiß enthalten. Man muß  
sich, bevor man sie zerzschneidet und reinigt, durch genaues  
Anschauen, Fühlen und Riechen von ihrem gesunden Zustande  
überzeugen. Auch ältere Ziegenbärte (Sparassis- und  
Clavaria-Arten), bei denen der beginnende Zerfall nicht so  
leicht kenntlich wird, sind gesundheitsgefährlich. Bei den  
Pifferlingen liegt die Sache weniger gefährlich, da sie  
der Fäulnis längere Zeit widerstehen. Jedoch werden sie  
leicht trocken und hart, sind dann schwer verdaulich und  
bringen durch diese unangenehme Eigenschaft, die der Unkun-  
de leicht verallgemeinert, auch die übrigen Pilze in Versuchung.

Wer sich selbst ein Gericht Pilze gesammelt hat, muß sie  
unbedingt noch an demselben Tage reinigen, zerzschneiden  
und unbedeckt an die frische Luft oder wenigstens an einen  
kühlen, luftigen Ort stellen. Können sie nicht mehr an  
demselben Tage verbraucht werden, so muß es mindestens am  
zweiten Tag geschehen.

Wie viele Fehler werden beim Einammeln und bei der  
Behandlung der Schwämme gemacht! Oft werden viel zu  
alte Exemplare ohne Bedenken eingeheimst; sorglos wird  
die ganze Portion, mitunter noch vom Regen durchnäßt, über  
Nacht luftdicht bedeckt in einem warmen Raum stehen gelas-  
sen, um am nächsten Tag kurz vor Mittag oder wohl gar  
erst abends gereinigt und zerzschneidet zu werden. Da erstaunt  
man dann nicht wenig, die älteren Pilze erweicht, breiig,  
verzhimmelt und übel duftend wieder zu finden. Kaum das  
halbe Gericht scheint noch brauchbar; es wird zubereitet und  
— oft stellen sich nun die traurigsten Folgen ein: heftige  
Erkrankungen, wohl auch der Tod. Durch die Presse aber  
geht dann gewöhnlich die abschreckende Nachricht, daß durch  
den Genuß giftiger Pilze wieder eine ganze Familie das  
Leben eingebüßt habe. Es ist bekannt, daß auch andere ver-  
dorrene, eiweißhaltige Speisen solche tobringenden Fäulnis-  
gifte bilden, wie Fische, Krebse, Austern, Wurst usw.

Bei Pilzergiftungen sind die Krankheitserschei-  
nungen je nach der Ursache recht verschieden, da ja die ein-  
zelnen Giftpilze eine verschiedenartige Wirkung auf den  
Körper äußern, die sich wiederum von der durch Fäulnisgifte  
verursachten Erkrankungen wesentlich unterscheidet. Im  
allgemeinen fühlt man nach solchen Vergiftungen Uebelkeit,  
Schwindel, Brennen und Krachen im Galle, hat Kinnern  
vor den Augen, Funkensehen, kalten Schweiß, Breddreiz,  
Schwächegefühl, Herzklopfen, Ohnmacht, Magenkrämpfe  
und -krämpfe, ruhrartige Diarrhöe. Bei allen Pilzergif-  
tungen, seien sie nun durch giftige oder, was wohl weit öfter  
der Fall sein wird, durch verdorbene Pilze hervorgerufen,  
sei man zunächst darauf bedacht, den Magen und Darm zu

entleeren, soweit das nicht durch den Verlauf der Krankheit  
von selbst geschieht. Man steckt dem Erkrankten zwei Finger  
in den Schlund oder fihelt diesen mit einer Federfahne, ferner  
gibt man alle Viertelstunde einen Eßlöffel Rizinusöl und  
wendet zugleich ein Klistier an. Selbstverständlich sendet  
man sofort zu einem Arzt, der je nach dem Krankheitsverlauf  
entsprechende Mittel verordnet. Inzwischen gebe man so viel  
wie möglich kaltes Wasser, natürliches oder künstliches Mine-  
ralwasser oder Milch zu trinken (nicht saure Getränke) und  
mache heiße Umschläge um den Unterleib, die alle 10 Minu-  
ten erneuert werden. Einer etwa zunehmenden Betäubung  
suche man durch kalte Umschläge auf Kopf und Gesicht Einhalt  
zu tun. Bei schnellem Kräftezerfall ist guter Wein oder  
schwarzer Kaffe anzuwenden. Tritt Schweißentwidelung ein,  
so ist das ein willkommenes Zeichen der Besserung.

### Allerlei.

Aus den Laboratorien des Weltalls. Diese Bezeichnung  
hat zuerst vor mehr als hundert Jahren der große Himmels-  
forscher Fr. Wilhelm Herschel gebraucht, als er seine berühmten  
Untersuchungen über die kosmischen Nebelflecke anstellte. Im  
ganzen hatte er mehrere Tausend dieser Nebelgebilde in den  
Tiefen des Welttraums entdeckt und suchte durch vergleichende  
Studien ihres Aussehens den Entwicklungsengang dieser geheim-  
nisvollen Himmelskörper zu ergründen. Viele Schlüsse, zu denen  
er gelangte, haben später glänzende Bestätigung erhalten,  
obgleich das Beobachtungsmaterial, das ihm zu Gebote stand,  
verhältnismäßig sehr gering war und nur auf seinen eigenen  
Wahrnehmungen beruhte. Den eigentlichen Aufschwung nahmen  
die Forschungen über die Nebelflecken des Himmelsraums erst  
in unsern Tagen, als die Photographie es ermöglichte, die  
Sternenwelt mit viel größerem Erfolge zu durchmustern, als es  
den früheren Generationen möglich war. Auf diesem neuen  
Wege haben die großen Sternwarten Amerikas die Welt der  
Nebelflecke eigentlich erst ans Licht gezogen, und auf dem Lid-  
Observatorium kam man zu der Ueberzeugung, daß die Anzahl  
der heute mit unsern großen photographischen Teleskopen  
erreichbaren kosmischen Nebelflecke wohl eine Million betragen  
mag. In Deutschland ist es hauptsächlich, wenn nicht ausschließ-  
lich, das astrophysikalische Institut auf dem Königstuhl bei Hei-  
delberg, wo die Erforschung der kosmischen Nebelflecke mit  
einem Erfolge betrieben wird, der den amerikanischen Observa-  
torien durchaus gleichkommt. Prof. Dr. W. Wolf, der Direktor  
des Königstuhl-Observatoriums hat mit Hilfe seines großen  
photographischen Teleskops viele tausend bis dahin unbekannte  
Nebelflecke aufgefunden, vermessen und untersucht, wobei er zu  
Ergebnissen gelangte, die überaus merkwürdig sind. In seinen  
jüngsten Veröffentlichungen gibt er die Namen von nicht weniger  
als 631 neu entdeckten Nebelflecken an, die auf zwei eng be-  
grenzten Flächen des Himmelsgebölbes nahe beieinander stehen.  
Diese Zahl entspricht aber noch nicht den sämtlichen dort vor-  
handenen Nebeln, sondern bezeichnet nur die, welche er mit sei-  
nem Teleskop als Nebelflecke erkennen konnte. Nach der Art der  
hier vorherrschenden Objekte, sagt Prof. Wolf, besteht die be-  
rechtigte Vermutung, daß eine größere Anzahl von Nebelflecken  
sich auf der photographischen Platte so sternartig abgebildet  
hat, daß sie nicht als solche erkannt werden konnten. Auf den  
nämlichen Flächen des Himmels waren bisher nur 46 Nebel mit  
Sicherheit bekannt, diese Anzahl ist also jetzt durch die Wolf-  
schen Aufnahmen vergrößert worden, ja, sie würde noch un-  
gemein viel größer sein, wenn die optische Kraft des Teleskops  
weiter reichen würde. „Es ist nämlich“, bemerkt Prof. Wolf,  
„über den ganzen untersuchten Teil des Himmels eine große  
Anzahl schwacher und kleiner Objekte verbreitet, die sich als  
Nebel abheben aber nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Manche  
Stellen erscheinen besät mit kleinen sternartigen und doch ne-  
beligen Objekten. An einzelnen Orten drängen sich diese Objekte  
zu größeren Herden zusammen.“ Um den richtigen Maßstab zur  
Beurteilung solcher Verhältnisse zu gewinnen, muß man sich er-  
innern, daß diese sämtlichen kleinen Nebelflecken in ihrer Hei-  
mat mächtige Weltkörper sind, die an Größe unsere Sonne über-  
treffen. Auch die genaue Wiedergabe der äußeren Gestalt meh-  
terer größerer Nebel durch die Photographie gibt bedeutsame  
Einsichten über deren kosmische Stellung. So erwähnt Prof.  
Wolf einen großen spiralförmigen Nebel, der von zahlreichen  
kleinen Nebelflecken umgeben ist. Die meisten dieser letztern  
sind gleichsam in Bänder geordnet, die vom Spiralnabel aus-  
zugehen scheinen. Das Ganze macht den Eindruck, als ob diese  
Ringe von kleinen Nebelflecken unmittelbare Fortsetzungen der  
Spiralarme des großen Nebels wären. Es ist anzunehmen,  
sagt Prof. Wolf, daß dieser Spiralnabel das Zentrum einer  
sehr ausgedehnten Spirale bildet, welche sich über einem Raum

von mindestens 8 Grad im Durchmesser ausbreitet. „Dieses  
Ergebnis“, fährt er fort, „scheint für das Verständnis des  
großen Spiralnabels von Wichtigkeit, indem es andeutet, daß  
man den alten Nebel als Innerstes eines mächtigen Wirbel-  
gebildes anzusehen hätte, das einen großen Teil des Himmels  
bedeckt und das deshalb nicht wohl in größter Entfernung ge-  
sehen werden dürfte.“ Letzteres ist so zu verstehen, daß der Nebel  
innerhalb unseres Fixsternsystems sich befindet, d. h. in einer  
Entfernung von uns, die immerhin viele Millionen Meilen be-  
trägt.

Wer musiziert bei offenem Fenster? Öffnet das Gottes-  
haus seine Fenster, wenn drinnen die Andacht mit Gebet und  
Gesang vor sich geht? Nein! Aber die höhere Tochter spielt  
bei offenem Fenster ihr Gebet der Jungfrau oder den Trostest,  
ganz gleich, ob drunter eine Hochzeit stattfindet, ob dort jemand  
schwer krank liegt oder ob ein Mensch seinen feinen Leben ausge-  
haucht hat. Sind die Wände oder Decken zu dünn und weiß sie  
nichts von dem Ereignis, so ist dagegen nichts zu sagen. Sie  
muß sich aber denken können, daß nicht alle Anwohner der  
Straße ihren Ergüssen zu folgen gewillt sind. Und nichts mehr  
und nichts weniger verlangt sie, wenn sie bei offenem Fenster  
klimpert. Man hört selten, daß jemand bei offenem Fenster  
ernsthaft übt oder gut musiziert, aber geflimpert wird bei  
offenem Fenster fast immer! Denn wer übt oder musiziert,  
fühlt sich selbst durch die Straße geniert, oder im Genuß beein-  
flußt, oder er weiß zum mindesten, daß er anderen mit Leben  
sicherlich keinen Genuß oder vielleicht Verdruß bereitet. Er  
verlangt ja auch nicht, daß der Schusterjunge draußen seine  
Melodie mitspielt! Allein die Stämper denken, ihre mehr oder  
weniger musikalischen Ergüsse müssen von allen Leuten schön  
empfangen werden, und darum lassen gerade sie die Fenster  
offen oder öffnen es eigens zu diesem Zweck. Wenn sie doch  
nur bedenken möchten, wie selten ein Bewohner im Mietshaus  
um das Musizieren von Mitbewohnern bittet, wie oft dagegen  
der Mitbewohner um Schonung bittet! Nicht jeder hat den  
musikalischen Geschmack des andern und es soll Leute geben,  
die die amerikanischen Cassenhauer als Profanierung der  
menschlichen Stimme und der musikalischen Instrumente emp-  
finden. Wer sein Fenster öffnet, um frische Luft zu schöpfen  
— und im Sommer muß es oft tun, wenn es auch nicht  
müßig — hat nicht unbedingt zugleich immer den Wunsch,  
Musik zu hören, z. B. wenn er bei geistiger Arbeit ist. Warum  
muß er sich gefallen lassen, daß irgend jemand gerade sein  
Reihalonstück klimpert und ihn damit belästigt, oder daß er gar  
mehrere durcheinander Musizierende hört? Allen n kann man  
natürlich nicht recht machen, aber man verzichte wenigstens, den  
Mitmenschen zu schenken und schließe daher beim Musizieren  
die Fenster, denn:

Musik wird störend oft empfunden,  
Weil sie stets mit Geräusch verbunden.

Woher stammt das „Schmiergeld“? Gelegenlich der Ein-  
hüllungen über die Kruppaffären hat neuerdings in der Des-  
fentlichkeit das „Schmiergeld“ wieder eine erhebliche Rolle ge-  
spielt. Jedem soliden Geschäftsmann ist nichts bekahter, als  
dieses Schmiergeld, das immer den Charakter der Bestechung  
trägt. Den hätte es ehemals eigentlich nicht, denn es war ur-  
sprünglich eine vorchriftsmäßig bezahlte Abgabe, die aus dem  
Verkehrswesen der früheren Zeit stammt. Bevor die Eisen-  
bahnen den Verkehr übernommen hatten, vermittelten ihn be-  
kanntlich die Posten, die bei uns zu Lande zumeist staatliche  
Einrichtungen waren. Vornehme Leute oder ließen sich nicht  
gern in den allgemeinen Postwagen quetschen, weil da die  
Postkutsche oft Passagiere aufnahm, die nicht bezahlt hatten,  
sondern gegen ein Trinkgeld mitgenommen wurden. So waren  
die Posten oft überfüllt, und der reiche Mann mietete für sich  
eine Extrapost oder reiste gar im eigenen Wagen. Von der  
Post nahm er jedoch die Pferde und den Kutscher, weil er ja  
die eigenen Pferde nicht so anstrengen konnte, wie das eine  
weite Reise mit sich gebracht hätte. Er zahlte dafür feste Preise  
an die Post. Der Post nun konnte es dabei nicht gleichgültig  
sein, ob der fremde Wagen leicht oder schwer ging, und daher  
sorgte sie für die Schmierung der Achsen selber. Das geschah auf  
jeder Station und dafür mußte dann der Privatmann eine be-  
sondere Abgabe, das „Schmiergeld“, zahlen. Diese Abgabe flog  
dem Postmeister zu, und es ist erklärlich, daß der reiche Mann  
dabei nicht knauserte. Denn je mehr er zahlte, desto besser sorgte  
der Beamte für ihn, suchte ihm besonders gute und starke Pferde  
aus, mit denen der Privatreisende schneller vorwärts kam. So  
lag es in dessen eigenem Interesse, besonders gut zu „schmie-  
ren“. Das alte „Schmiergeld“ ist mit der Post natürlich unter-  
gegangen, und auf der Eisenbahn verlangt man glücklicherweise  
von keinem Reisenden eine besondere Abgabe für die Schmie-  
rung der Wagenachsen. Das „Schmierern“ aber ist geblieben  
und bildet auch heute noch besonders für den Reisenden eine der  
unangenehmsten Abgaben, die vielen das Reisen ganz ver-  
leiden.